



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

gewesen sei von des Dichters Großvater Johann Heinrich Bürger auf Wilhelmshof. Jetzt seien schlechte Zeiten, fuhr er fort, der alte Kaiser Wilhelm sei tot, und der Kaiser Friedrich sei nun auch tot, und man wisse gar nicht, wie es noch werden würde; am 30. Januar sei er sechsundachtzig Jahre alt geworden, ja ja, der Mensch müsse sich sein Leben lang plagen. Dann, ein fertiges Strohseil in der Hand haltend, richtete er sich auf und begann ein Schlachtlied zu singen, etwas konfus, aber im Rhythmus vortrefflich. Als er geendet hatte, sagte ich: Das ist aber nicht von Bürger. — Ja ja, von Bürger ist es schon, von Karl Bürger; wissen Sie, ich habe dazumal, Anno 1870, einen ganzen Haufen Gedichte gemacht. — Haben Sie die denn nicht drucken lassen? — Ne ne, wissen Sie, das ist zu umständlich, antwortete er und geriet in ein unverständliches Gemurmel und seltsames Gelächter hinein, aus dem mir immer klarer wurde, daß der Geist dieses guten Alten nicht mehr ganz heil in seinen Augen stand. Auf ein paar landwirtschaftliche Fragen, die ich noch an ihn richtete, antwortete er nur zerstreut und unwirlich, ich mochte ihm plötzlich Verdacht einflößen; er warf mir einen schiefen, mißtrauischen Blick zu und erwiderte meinen Abschiedsgruß nur mit stummem Nicken.

Dieser seltsamen Begegnung nachsinnend, suchte ich die Dorfschenke von Molmerschwende auf, um während der Schwüle des heißen Sommermittags von meiner Morgenwanderung auszuruhen und mich mit Speise und Trank zu erquicken. Ahnungslos ging ich einer zweiten, vielleicht noch seltsamern Begegnung entgegen.



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Berlin, 12. Dezember 1909

(Die Reden des Reichskanzlers. Die Etatsdebatte. Der konservative Parteitag.)

Die Etatsdebatte im Reichstage hat begonnen, und damit ist auch die Sehnsucht der politischen Kreise nach der ersten Reichstagsrede des neuen Reichskanzlers gestillt worden. Herr von Bethmann Hollweg hat aber keinen Zweifel darüber gelassen, daß er die Schwierigkeiten und Fallstricke der gegenwärtigen Lage durchaus erkannt hat und sich darum von programmatischen Erklärungen nichts verspricht. Was der Reichskanzler schon durch die Rücktheit und Geschäftsmäßigkeit der Thronrede andeuten wollte, das spiegelt sich auch in seiner ersten knappen Ansprache an den Reichstag wider. Die heutige Reichsregierung kann sich keine feststehende Mehrheit auf Grund irgendeines Prinzips bilden; sie kann dem Reichstage nur ein Besum gesetzgeberischer Arbeit vorlegen, das bewältigt werden muß ohne jede Rücksicht auf Parteigrundsätze. Und dieser Zwang zur Arbeit muß schließlich die auf dem Boden der Staatsordnung stehenden Parteien zusammenführen, weil, wie der Reichskanzler mit vollem Recht hervorhob, es nicht angeht, alles auf die Formel: Reaktion und Radikalismus zu bringen. Wenn jede Partei, statt sich in zwei Heerlager zu teilen, ihren Traditionen und Zielen folgt, so wird sich daraus trotz allen bestehenden Schwierigkeiten die Möglichkeit des Regierens ergeben. So ungefähr der Sinn der Ausführungen des Reichskanzlers.

Es ist merkwürdig, wie absonderlich die Rede an vielen Stellen aufgefaßt worden ist. Man sieht daraus, daß die politischen Kreise noch von hochgradiger Nervosität beherrscht sind. So sind die Worte des Kanzlers als Zeugnis einer gewissen Verlegenheit und Hilflosigkeit gegenüber der Lage gedeutet worden. Wir glauben, mit Unrecht. Wenn der verantwortliche Staatsmann dem Parlament erklärt, daß er ihm genug praktische Arbeit vorzulegen habe, für deren einzelne

Aufgaben er stets eine Mehrheit finden werde, sofern nur jede Partei sich selbst getreu bleibe, so spricht daraus, wie wir meinen, weit mehr Zuversicht in das eigene Können und weit mehr die Ruhe der Erfahrung und Einsicht als die Ratlosigkeit eines zwischen erregten Leidenschaften versinkenden Piloten des Reichsschiffs. Was konnte denn ein auf der Höhe seiner Aufgabe stehender Reichskanzler unter den obwaltenden Umständen andres und besseres sagen, als daß er die Parteien aufforderte, jede einzelne ruhig an ihren Grundsätzen festzuhalten, er werde für nötige und nützliche Aufgaben schon die geeigneten Mehrheiten finden? Aber es gibt Situationen, in denen das Ohr des Zuhörers auf ganz andre Eindrücke eingestellt und abgestimmt ist und an der Wirklichkeit, sozusagen, vorbeihört. Man konnte sich in die leidenschaftslose, ausschließlich vorwärtsgerichtete Auseinandersetzung des Reichskanzlers nicht hineinfinden, weil alles von dem Gedanken erfüllt war, es müsse sich aus den Worten des Reichskanzlers etwas heraushearsen lassen, was die noch halb in der Vergangenheit weilenden Stimmungen der Parteien zum Mitschwingen bringen könne. Aus der Wendung, in der Herr v. Bethmann Hollweg die Parteien auf ihre alten Traditionen und Ziele verwies, wurde eine versteckte Kritik herausgehört, und seltsamerweise bezog sie insbesondere die nationalliberale Partei auf sich, obwohl, wenn der Reichskanzler überhaupt damit die Kritik einer einzelnen Partei beabsichtigt hätte, die konservative Partei weit mehr Ursache gehabt haben würde, sich getroffen zu fühlen. Andre wieder wollten in den Bemerkungen des Reichskanzlers über die Beziehungen seiner Politik zu den Parteien überflüssige „väterliche Ermahnungen“ oder gar „philosophische Betrachtungen“ sehen und stimmten darüber ein ärgerliches Räsonnement an. Was an der Rede des Reichskanzlers philosophisch sein sollte, ist zwar für einen einigermaßen nüchtern urteilenden Menschen nicht recht einzusehen, aber der gute Deutsche muß jede neue Erscheinung mit einem Schlagwort abstempern, und Herr v. Bethmann Hollweg ist nun einmal der „philosophische“ Reichskanzler, er mag reden, was er will, und wenn er gar nicht redet, so ist er es erst recht.

Aber die Hauptsache ist, daß auf der linken Seite in mehr oder weniger scharfer Form eine Enttäuschung über das erste Auftreten des Reichskanzlers ausgedrückt worden ist, obwohl sich doch eigentlich jeder im voraus sagen konnte, daß Herr v. Bethmann Hollweg die Wünsche der Liberalen nach dieser Richtung nicht erfüllen werde. Nachdem die verbündeten Regierungen die Finanzreform aus der Hand des „schwarzblauen“ Blocks hatten annehmen müssen, würde eine nachträgliche Kritik an diesem Werke und der Art seines Zustandekommens vollkommen zwecklos und sinnwidrig sein. Womit hätte also der Reichskanzler den Parteien der Linken eine Freude machen sollen, wenn er nicht in einer ganz unnötigen und überflüssigen Weise die Parteien gegeneinanderhegen wollte? Aber es war wohl etwas andres, was die Parteien der Linken mit Enttäuschung erfüllte. Es ließ sich vielleicht weniger mit Worten zergliedern oder an Worten nachweisen, aber offenbar hatte man auf den Bänken der Linken den bestimmten Eindruck von dem Auftreten des Reichskanzlers, daß nicht nur die praktische Staatsräson seine Politik bestimme, sondern daß er der neuen Lage auch innerlich gar nicht unympathisch gegenüberstehe. Gewiß fern von unstaatsmännischer Einseitigkeit, durchaus kein engherziger Parteimann, steht er doch der Mitwirkung und Einwirkung liberaler Ideen ein gutes Stück ferner als sein Vorgänger. Und obwohl die liberalen Führer ihre Bereitwilligkeit zu positiver Mitarbeit auch für die Folgezeit betont haben, so wird man sich doch schwerlich täuschen, wenn man annimmt, daß die konservativ-kerikale Mehrheit in nächster Zeit die Lage beherrschen wird. Dieses Vorgefühl, in dem politischen Kalkül des neuen Reichskanzlers etwas zurückgeschoben zu sein, beherrschte augenscheinlich die liberalen Parteien, versetzte sie in kritische Stimmung und veranlaßte Konservative und Zentrum desto mehr, sich in die Rolle der Regierungsmehrheit hineinzuleben.

Am folgenden Tage erst sprach der Reichskanzler über auswärtige Politik. Aus einem sehr verständlichen Gefühl heraus hatte er vermeiden wollen, die Initiative zu Auseinandersetzungen über Fragen zu ergreifen, denen er noch vor einigen Monaten kaum näherstand als die Volksvertreter, zu denen er sprach. Nachdem aber verschiedene Etatsredner Fragen der auswärtigen Politik berührt hatten, erfüllte der Reichskanzler eine selbstverständliche Pflicht, wenn er in knappen Erklärungen darauf einging. Denn wenn er auch kein Bedürfnis fühlte, aus freien Stücken die Rolle eines neubackenen Ministers der Diplomatie zu agieren, so durfte er doch der gebotenen und gegebenen Gelegenheit nicht aus dem Wege gehn, zu zeigen, daß er sich mit diesem Teil seiner Pflichten vertraut gemacht hatte. Daß es in diesen Erklärungen für uns Deutsche kaum etwas Neues gab, tut nichts zur Sache. Die präzise Fassung der einzelnen Sätze, in denen die Beziehungen zu den andern Mächten gekennzeichnet wurden, hat trotzdem nach allen Seiten wohlthätig und klärend gewirkt, und die Aufnahme im Auslande zeigt, daß die Rede auch keine Angriffsflächen bot. Mit besondrer Zustimmung wird man die Stelle verzeichnen können, in der im Anschluß an eine Bemerkung über die unfreundliche Sprache eines Teils der russischen Presse gesagt wird: „Es ist nicht zu bestreiten, daß es dort ebenso wie anderwärts gewisse Kreise gibt, die es sich zur Aufgabe zu machen scheinen, Deutschland abenteuerliche, den Weltfrieden bedrohende Absichten anzudichten. Mit Recht und einmütig leitet unsre Nation daraus die Forderung an ihre Regierung her, daß die deutsche auswärtige Politik, die derartige Ziele nicht kennt, mit um so größerer Ruhe und Stetigkeit und frei von aller Nervosität geführt werde.“

Die Behandlung verschiedener Sonderfragen aus dem Gebiete der auswärtigen Politik lag dem Staatssekretär v. Schoen ob, der über die Verhandlungen in der Kongofrage Auskunft gab und auch die Angelegenheit der Gebrüder Mannesmann wegen ihrer Minenkonzession in Marokko behandelte. Diese Angelegenheit hatte zu erregten Auslassungen in verschiedenen Blättern geführt, und die Regierung war beschuldigt worden, die deutsche Firma gegenüber französischen Ansprüchen preisgegeben zu haben. Der Staatssekretär führte den nach unsrer Meinung überzeugenden Nachweis, daß von Preisgebung berechtigter Ansprüche nicht die Rede sein könne, daß aber die Herren Mannesmann verschiedene Schritte getan hatten, die nach der Algecirasakte nicht aufrecht erhalten werden konnten.

Von den sogenannten „Etatreden“ der großen Parteien sei hier nur einiges bemerkt. Vom Zentrum sprach — wie zu erwarten war, da es sich hier um eine staatsmännisch gefärbte, im allgemeinen regierungsfreundliche und in der Kritik maßvolle Rede handelte — Freiherr v. Hertling, von den Konservativen Freiherr v. Richthofen. Bemerkenswert war, daß Herr v. Hertling den Standpunkt des Zentrums in der Polenfrage recht scharf und leidenschaftlich, Herr v. Richthofen dagegen den bisher doch stets festgehaltenen nationalen Standpunkt der Konservativen auffallend matt vertrat. Man darf wohl hoffen, daß diese Wendungen dem Redner ohne Absicht unterliefen. Besonders gut sprach diesmal der Etatsredner der National-liberalen, der Abgeordnete Bassermann; es stand ihm gut, daß er im Reichstag einmal mehr „von der Leber weg“ reden konnte, als es früher öfter möglich war. Er wie auch der Redner der Freisinnigen, der Abgeordnete Wiemer, erklärten übrigens an ihrer Bereitwilligkeit zur positiven Mitarbeit an der Reichspolitik festhalten zu wollen. Erwähnt seien noch die Reden des Freiherrn v. Gamp von der Reichspartei und des Abgeordneten Liebermann von Sonnenberg von der Wirtschaftlichen Vereinigung. Die Sozialdemokratie war schlecht vertreten. Der Abgeordnete Scheidemann suchte durch die Heftigkeit der Ausfälle berühmte Muster zu kopieren, aber es glückte ihm schlecht. Im ganzen wird diesmal die Etatsdebatte nicht lang ausgesponnen werden. Man will noch Zeit haben zu Interpellationen und dann bald die Weihnachtspause beginnen.

Am 11. Dezember ist nun auch der Parteitag der Konservativen abgehalten worden. Wenn die Parteipresse sich mit großer Befriedigung darüber äußert, so muß man anerkennen, daß die Sache gut organisiert war, und ein gut organisierter Delegiertentag muß auch gut verlaufen. Die konservative Partei stützt die Rechtfertigung ihres Verhaltens in der Hauptsache auf folgende Thesen: erstens, es hatte sich herausgestellt, daß die Reichsfinanzreform mit den Liberalen nicht zu machen war, denn sie hatten die notwendigen Steuern abgelehnt; zweitens, Fürst Bülow ist nicht von den Konservativen gestürzt worden, denn — hier werden je nach Stimmung und Gelegenheit zwei Lesarten serviert — er war bereits, so sagen die einen, ein toter Mann; er hätte, so sagen die andern, gar nicht zu gehn brauchen; drittens, unter solchen Verhältnissen haben die Konservativen eine patriotische Tat getan, daß sie mit der Mehrheit, die sich eben dafür fand, die geforderten Summen der Regierung zu Füßen legten. Wer diese drei Thesen als richtig annimmt, der kann ja selbstverständlich an den Konservativen nichts auszusetzen haben, und es ist natürlich kein Kunststück, eine große Zahl ehrlicher Anhänger der Partei, die im Lande weit vom Schauplatz der Ereignisse sitzen und sich nur aus der Parteipresse unterrichten, davon zu überzeugen, es sei wirklich so gewesen. Überdies scheint der Standpunkt der dissentierenden konservativen Vereinigung recht schlecht vertreten gewesen zu sein. Die konservative Partei hat daher vorläufig nichts zu fürchten. Die nächsten Wahlen werden erst zeigen, wie groß der angezeichnete Schaden ist.

Kultur der Gegenwart. Von dem großen Sammelwerke, das Paul Hinneberg unter dem Titel „Die Kultur der Gegenwart“ bei G. B. Teubner in Berlin und Leipzig herausgibt, haben wir mehrere Bände so ausführlich besprochen (Jahrgang 1906 II, S. 195; 1907 I, 241; II, 290; III, 372), daß wir uns in der Anzeige weiterer Bände kurz fassen dürfen. Die Abteilung V des Teils I enthält die Allgemeine Geschichte der Philosophie. Wilhelm Wundt behandelt „Die Anfänge der Philosophie und die Philosophie der primitiven Völker“ (daß man von einer solchen reden dürfe, wird ausführlich nachgewiesen); Hermann Oldenberg die indische, Ignaz Goldziher die islamische und die jüdische, Wilhelm Grube + die chinesische, Tetsujiro Inouye die japanische, Hans von Arnim die europäische Philosophie des Altertums; Clemens Bäumker — sehr ausführlich und gründlich! — die so wenig bekannte europäische Philosophie des Mittelalters; Wilhelm Windelband die neuere Philosophie; der Materialismus, der sogenannte Monismus, der Darwinismus und Marxismus werden abgefertigt, wie sie es verdienen, Loze und Eduard von Hartmann nach Gebühr gewürdigt. — Von der IV. Abteilung des I. Teils: „Geschichte der christlichen Religion“ ist eine zweite, stark vermehrte und verbesserte Auflage in zwei Bänden erschienen. Die katholische Kirche der neuern Zeit hat diesmal Albert Ehrhard behandelt, der etwas tiefer eindringt als sein verstorbener Vorgänger Junk, aber vorm gegenwärtigen Papste, dessen Regierung noch nicht der Geschichte angehört, halt macht. Sehr erweitert worden sind die Geschichte des mittelalterlichen Christentums von Karl Müller und die des Protestantismus von Troeltsch. Im Literaturbericht hebt dieser den Gegensatz hervor, in dem er zu seinen protestantischen Kritikern stehe, „die meist die moderne Welt als einen etwas kulturell erweiterten Protestantismus ansehen, während in ihr meines Erachtens unwiderleglich völlig neue geistige und ethische Richtungen emporgekommen sind“. Meiner Überzeugung nach hat Troeltsch unbedingt recht gegenüber der hergebrachten protestantischen Auffassung, wenn ich ihm auch nicht in allem übrigen beipflichten kann. C. J.

Die Gesellschaft. Die Orientierung über den ungeheuern und verwickelten Organismus der Menschheit und in ihm — denn wir sind ja gezwungen, in ihm zu leben — durch Monographien über seine Elemente erleichtern wollen, ist ein

glücklicher Gedanke. Dr. Martin Buber gibt zu diesem Zwecke im Verlag von Rütten und Loening in Frankfurt am Main Bändchen heraus, die schon viel Schönes und Gutes gebracht haben; es mag nur an „Das Proletariat“ von Werner Sombart, „Die Religion“ von Georg Simmel, „Der Streik“ von Ed. Bernstein, „Der Weltverkehr“ von Albrecht Wirth, „Der Architekt“ von Karl Scheffler, „Die geistigen Epidemien“ von Willy Hellpach, „Erfinder und Entdecker“ von Wilhelm Ostwald, „Das Warenhaus“ von Paul Göhre erinnert werden. Augenblicklich liegen uns die Bändchen 25 und 26 vor: „Die Sitte“ von Ferd. Tönnies und „Die Kirche“ von Arthur Bonus. Tönnies grenzt die Sitte von den Nachbarbegriffen als „eine höchst wichtige Gestalt des sozialen Willens“ ab, verfolgt ihre Entstehung und Wirksamkeit durch alle Gebiete des Gemeinschaftslebens und zeigt zuletzt, wie sie in Konflikt gerät mit dem Staate, der ebenfalls Volkswille, und zwar ein höherer, berechtigter sein will, und mit der dem Staate verbündeten Wissenschaft. Aus diesem Konflikt erwache für die in Staat und Wissenschaft herrschenden Denkenden die Doppelaufgabe, zwar in kritischer Tätigkeit die Volkssitte zu reinigen, aber bei der Auflösung der alten Sitte nicht stehen zu bleiben, sondern „das unbewußt Schaffende“ in der Volkssitte anzuerkennen und dessen Werk mit Bewußtsein fortzuführen, wodurch die Vernunft, auf die sich die Gebietenden dem Volke gegenüber zu berufen pflegen, erst wahrhaft Vernunft werde. — Arthur Bonus warnt die Leser vor seinem Buche; viele würden ausrufen, das, was er sage, sei ja noch schlimmer als die Kirche! Dieses Schlimme besteht hauptsächlich in folgendem. Die Kirche ist — was immer sonst noch Geschichte, Staat, Dogma, Priesterschaft aus ihr gemacht haben mögen — ihrem Wesen nach nichts anderes als die nach Selbstervollkommnung, nach Höherentwicklung strebende und sich sehneude Menschheit. Die Menschheit kann aber ihr Sehnen nur stillen, von Stufe zu Stufe höher steigen, wenn sich auf jeder Stufe aus der natürlichen Volksgemeinschaft eine die Besten umfassende Wahlgemeinschaft absondert, die zum Volke in Gegensatz tritt, und wenn diese Wahlgemeinschaft der gerade herrschenden Kultur als einer unzulänglichen, nicht mehr berechtigten den Krieg erklärt. Nicht an dem Widerspruch gegen Staat, Wissenschaft und Kultur geht nach Bonus die Kirche zugrunde, sondern weil sie die Wissenschaft und Kultur in sich aufnimmt und sich mit dem Staate verbündet. Bonus erfaßt das Kirchenproblem tiefer als irgendein anderer Denker und entdeckt Seiten an ihm, die bisher den meisten, wo nicht allen entgangen sind. Darum ist seine Darstellung durchaus originell und mit keinem einzigen Gemeinplatz belastet. Am Schluß erfahren wir, daß die Kirchen der alten Welt, so lebendig sie in mancher Beziehung sein mögen, religiös tot seien und wir eine Neugeburt der Religion, die dazu erfordert wird, den nächst höhern Menschentypus zu entwickeln, nur von dem in Amerika ausgebildeten Sektenwesen zu erwarten hätten. Dazu wird man ein großes Fragezeichen machen dürfen. — Das sechsen erschienene 30. Bändchen der Sammlung, „Die Partei“, hat den Unterzeichneten zum Verfasser.

C. J.

Lebensweisheit. Der Verlag von Julius Hoffmann in Stuttgart hat uns zwei Lehrbüchlein der Lebensweisheit geschickt. Das wertvollere ist „Die Werte des Lebens“ von St. B. Stanton, übersetzt von Otto Knapp. Es behandelt Themata wie Individualität, Phantasie, Glück, Geselligkeit, „die Schule der Kraft“ in origineller Weise und enthält viele Sätze, die als Sentenzen gelten können, zum Beispiel „Unsre schönste Freude ist eine Frucht unsrer Furcht.“ „Alle ethischen Systeme haben höchstens den Wert einer sittlichen Heilkunde; ein gesunder Sinn kennt und braucht keine.“ „Hindernisse sind Felswände, um die der Strom des Lebens sich herumwindet — am prächtigsten da, wo die Schwierigkeiten am größten sind.“ Philosophisch Gerichteten kann das Buch ähnliche Dienste leisten wie des jüngst verstorbenen Hilty „Glück“ den Bibelgläubigen. — Jean Finot hat in zwei Büchern die Furcht vorm Tode und die Rassenurteile bekämpft. In der „Lehre

vom Glück“ (übersetzt von Walther Lohmeyer) geht er dem Pessimismus zuleibe. Er scheint seine Gedanken für neu zu halten; in Wirklichkeit sind sie von Philosophen und von Predigern des Christentums schon unzähligmal ausgesprochen worden; aber wahre und nützliche Gedanken können ja nicht oft genug wiederholt werden, und einem, der es mit so viel Wärme und Geschick tut, muß man dankbar sein. — In dieselbe Kategorie gehört eines der winzigen Büchlein von Ralph Waldo Trine, die Dr. Max Christlieb übersetzt und bei J. Engelhorn in Stuttgart herausgibt: „Auf dem Wege zur Wahrheit.“ Es ist ein „Glaubensbekenntnis von unterwegs, heute gültig, morgen geändert oder abgeschafft, je nachdem unsre Erkenntnis fortschreitet“. Man könnte es auch einen Katechismus nennen. Es enthält sechzehn Sätze, deren jedem ein paar Seiten Erläuterungen beigegeben werden. Die bekannte mystische Tendenz Trines, als Kern und Schluß aller Lebensweisheit die bewusste Einheit mit Gott oder dem „Unendlichen“ zu predigen, tritt erst im letzten Satze hervor. Die vielen Freunde Trines werden auch dieses neue Büchlein mit Freuden begrüßen.

Michelagnolo Buonarroti. Dichtungen. Übertragen von Heinrich Nelson. (Leipzig, Eugen Diederichs.) Die italienische Lyrik der Renaissance bezeugt trotz ihres formalen Charakters mehr von der Seele und dem Wesen des Menschen und der menschlichen Individualität und somit von dem wahren Geiste der Zeit als die Lyrik jedes andern Volkes jener Zeit. Man könnte zum Vergleich nur noch die gleichzeitige orientalische — arabische und persische — Dichtkunst heranziehen, die ebenfalls eine hohe Kultur des Geistes und der Seele sowie der Form erkennen läßt. Die Verse Dantes, Petrarcas, Ariosts (Episteln) und Tassos muten wie moderne an, weil sie ganz mit der Seele und mit dem subtilsten Kunstgefühl gedichtet worden sind. Auch des Titanen, des unvergleichlichen Michelagnolo lyrische Kunst erscheint in der schon traditionellen klassischen Schönheit der italienischen Poesie; ihre noch irdige Gedankenfracht ist gehämmert und geschmiedet, und das Geschmiedete wurde mit Goldfeilen geglättet und ziselirt. Es ist mir — ähnlich wie bei der Lektüre Dantes oder bei dem Anblick der Werke Lionardos — auch hier wieder die dem alten Römergeiste durchaus fremde Tiefe und Größe der dichterischen Phantasie und Gedankenarbeit aufgefallen. Ich habe immer das Gefühl, als wäre dies alles — wie auch der hohe Gedankenflug italienischer Fürsten, Staatsmänner und Feldherren der Renaissance — eine auf fremdem Boden üppig emporgewucherte germanische Kultur. Michelagnolos gedämpftes Pathos ist ganz Seele, es ist gar nicht romaniſch äußerlich. Charakteristisch für ihn ist, daß alle seine Verse Gelegenheitsgedichte und dem Moment abgerungen sind, daß sie sich mit bitterster Notwendigkeit ergeben haben und nur der Niedererschlag eines Empfindens sind, das sich befreien will. So erklärt sich ihr fragmentarischer Charakter. Heroisch sind sie und dunkel, schwer von Gefühl, und unter ihren nach vollkommenem Ausdruck ringenden Worten glimmt eine verhaltne Leidenschaft. Aber immer wieder bändigt die ideale Schönheit, die himmlische Liebe diese ewig mit sich ringende, sich zersetzende Seele. Nelson, ein neuer Übersetzer der Dichtungen Michelagnolos, hat auch die durchaus fragmentarischen Verse übertragen. Diese Verse — oft nur Zeilen — besagen häufig recht wenig, und es war wohl nur ein Akt der Pietät, daß auch sie in diesem ausgezeichneten Werke mitterschienen sind. Man hat so wenigstens alles beisammen. Anderseits erhöhen gerade viele dieser Fragmente, dieser lyrischen Notationen, dieser hingeworfenen Gefühle und Gedanken, Bilder und Klänge den intimen Charakter der Sammlung. Interessant sind die an Zeitgenossen gerichteten, die den Charakter der Zeit und persönliche Beziehungen widerspiegelnden Gedichte, bedeutend sind die hymnenartigen Sonette an die Nacht, an Dante, an die Schönheit, an den Tod, die „religiösen Sonette“, von besonderm intimum Reize die Selbstbekenntnisse, die Zerfäsurungen des eignen Geistes- und Triebens. Im Mittelpunkt aber leuchten und überleuchten

das ganze Sein dieses eigenartigen Menschen die Sonette und Madrigale, die der heilig geliebten Marchesa Vittoria Colonna gewidmet sind. In ihnen kommt die ganze Tiefe und Reinheit seiner Seele zum Ausdruck, in ihnen schwingen die zartesten Saiten seines von ihrem Verständnis beglückten Herzens. Diesen Gedichten zu vergleichen sind dann noch die ebenfalls nur von reiner Bewunderung für körperliche und geistige Schönheit, von zärtlicher Freundschaft zeugenden Gedichte an Cavaliere. Das Buch ist auch in seiner vornehmen, stilvollen Ausstattung eine anerkennenswerte Leistung und den frühern Werken des Verlages, die die Kultur der Renaissance repräsentieren, Werken von Pico von Mirandola, Giordano Bruno, Leonardo usw., durchaus zur Seite zu stellen.

Hans Benzmann

Legenden der Zeit.\*) Liebenswürdiger Humor, feine Satire und echte Erzählerkunst werden den Leser sofort fesseln, wenn er das vornehm ausgestattete Buch Rudolf Bindings aufschlägt.

Jede der beiden scheinbar so anspruchslosen Legenden enthält einen reichen Novellenstoff, der, auseinandergezogen und verwelllicht, einen ganzen Band füllen könnte. Aber um wie viel mehr Freude muß es einem gebildeten Leser machen, so manches zwischen den Zeilen zu finden, was seine Phantasie zum Ausmalen und seinen Verstand zum Nachdenken anregt.

Schon die erste Legende von dem Englein Celestina, das durch Unvorsichtigkeit auf die Erde fällt und nun zu einem langen Menschendasein gezwungen wird, ist außergewöhnlich sinnreich und dichterisch tief empfunden. Noch kraftvoller und origineller wirkt die zweite Legende: Sankt Georgs Stellvertreter. Es steckt besonders viel darin von dem Geiste der neuen Generation in ihrem Verhältnis zum wahren Glauben und in ihrer immer deutlicher werdenden Ablehnung der streng kirchlichen Anschauung, die das Menschengeschlecht in Bausch und Bogen zu armen Sündern und die schöne Welt zu einem Jammerthal hinunterdrücken wollen. Den Inhalt der Legenden hier trocken referieren, hieße dem Leser die Freude und den Genuß an dem Buche beeinträchtigen, diesem poesievollen Buche, in dem der Verfasser, ein Sohn des bekannten Leipziger Rechtslehrers, so viel gesunde Kost bietet, und das, durchweht von reiner Himmelsluft, so recht in die herrliche Weihnachtszeit hineinpaßt.

f. G.

Ein Roman von Hermann Löns. Wir haben schon öfter Gelegenheit gehabt, unsern Lesern die Schriften des Heidebüchters Hermann Löns, des trefflichen Tierkennerers, Naturschilderers und Jagdschriftstellers zu empfehlen, und freuen uns, heute auf einen Roman aus seiner Feder hinweisen zu können, der sicherlich zum besten gehört, was uns das zu Ende gehende Jahr an belletristischen Werken gebracht hat. Das Buch betitelt sich: Der letzte Hansbur.\*\*) Ein Bauernroman aus der Lüneburger Heide, und schildert den Lebenslauf eines reichen Heidebauern aus uraltem autochthonem Geschlecht, der von seinen Vorfahren nicht nur ein paar „besondre Kennzeichen“, sondern auch den unbändigen Sinn, den durch keinerlei Bedenken gehemmten Drang zur Weiblichkeit und die Jagdleidenschaft geerbt hat. Ein reines Mädchen gewinnt sein Herz, er verlobt sich mit ihr, aber sie muß, nachdem seine Eltern gestorben sind, aus dem Hause, um ihrem Bruder die Wirtschaft zu führen. Darüber wird er liederlich, trinkt, wildert und gibt sich mit jedem Mädchen ab, bis er sich gezwungen sieht, die Schwester seines Wilddiebsgenossen, eines Kleinfätners, zu heiraten. Die Frau findet sich nicht in die große Wirtschaft, und die Ehe wird unglücklich. Zwei Töchter wachsen heran, aber der

\*) Legenden der Zeit. (Celestina — St. Georgs Stellvertreter.) Von Rudolf G. Binding. Verlag von Fr. W. Grunow in Leipzig. Preis geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark.

\*\*) Adolf Sponholz, G. m. b. H., Hannover. Geheftet 3½ Mark, gebunden 4½ Mark, Luxusausgabe in Schweinsleder gebunden und mit Einschrift des Verfassers 8 Mark.

ersehnte Sohn und Erbe bleibt aus. Der Bauer ergibt sich zeitweilig dem Trunke, empfindet nach solchen Ausschweifungen jedoch immer Abscheu vor sich selber. Der Pastor des Dorfes, der den guten Kern des Hansburen erkennt, bringt ihn auf den Gedanken, sich mit allerlei landwirtschaftlichen Versuchen zu befassen und so seine überflüssige Kraft zu verwerten. Das glückt, und der Bauer findet die Freude am Leben wieder. Er wird als Autorität auf landwirtschaftlichem Gebiete geschätzt und spielt im landwirtschaftlichen Verein eine Rolle. Da stirbt seine Frau, und er heiratet, kurz entschlossen, seine Jugendliebe. Bei der Hochzeit verlobt sich die eine seiner Töchter und bald darauf auch die andre. Das alte Paar setzt sich aufs Altenteil, und nach einigen Jahren stirbt der Mann an einer Lungenentzündung. Seine Frau folgt ihm an seinem Begräbnistage.

Das ist in dürren Worten der Inhalt des Buches. Aber was hat Löns aus diesem einfachen Stoff gemacht! Nichts ist ausführlich geschildert, und dennoch stehen alle Personen mit so greifbarer Deutlichkeit vor unsern Augen, als hätten wir sie persönlich gekannt. Über dem Ganzen ruht die Stille der Heide mit ihren Wacholderbüschen, Birken und Eichenkämpfen, und durch die lebendige Gegenwart raunen leise die Stimmen der Vergangenheit und des eng mit der Natur verbundenen, in Brauch und Aberglaube zutage tretenden germanischen Heidentums. Ein Buch, wie es eben nur jemand schreiben kann, der dem Volkstum seiner Heimat so tief in die Augen geschaut hat wie Hermann Löns! J. R. H.

Der scharfe Weingefang von Johannes Höffner. Heilbronn, Eugen Salzer, 1910. Das Buch enthält drei Erzählungen, alle voll der liebenswertesten und anmutigsten Stimmung, vieles sonnig und humorvoll geschildert und doch in tiefster Lebensgründe hinabreichend. Die erste Erzählung „Der scharfe Weingefang“ schildert uns die Freuden und Leiden eines alten Vogelliebhäbers, eines originellen, wunderlichen, aber in seiner Einfalt und Leidenschaft rührend zu unserm Herzen sprechenden Menschen. Die zweite: „Um 1800“ ist voll wehmütigen Ernstes, die letzte: „Die Landfahrt des Herrn Thaddäus“ ist wieder voll Sonne, voll Waldesduft und neuerwachter Jugendlust. Möchte das reizende kleine Buch viele Leser finden. -e-

Weichers Kunstbücher. Wir haben auf diese im Verlag von Wilhelm Weicher, Berlin W. 30, erschienenen zierlichen kleinen Bände schon einmal hingewiesen und empfehlen sie jetzt aufs neue, weil das glücklich geführte Unternehmen den Freunden der klassischen Malerei Gelegenheit gibt, auf die billigste Weise ihren Besitz an Abbildungen nach ihren besondern Neigungen zu ergänzen. Ein Supplement also zu jeder Geschichte der Malerei, ohne Zwang zur Abnahme des Ganzen. Jeder Band enthält sechzig Bilder eines Malers in gutem Neudruck nach photographischen Aufnahmen und kostet in Pergamenteinband achtzig Pfennige, in rotem Saffian zwei Mark. Im ganzen sind bis jetzt dreißig Bände erschienen. Von manchen andern, äußerlich ähnlichen Bildersammlungen unterscheidet sich die Weichersche dadurch, daß die Auswahl der einzelnen Abbildungen mit zunehmender Sorgfalt unter Beratung sachverständiger Männer gemacht ist. So bekommt der Betrachtende von dem betreffenden Maler ein wirkliches Bild. Und für die meisten wird dieses Bild zum großen Teil neu sein. So viel interessante und weniger bekannte Sachen findet er hier zusammengestellt. Wir machen besonders auf Tintoretto, Sandro Botticelli, Gainsborough und Goya aufmerksam, die zu den zuletzt erschienenen gehören. Aber gut sind sie alle. Mit einem Worte also: gut und ungewöhnlich billig.

Für die Herausgabe verantwortlich Karl Weisser in Leipzig und George Cleinow in Berlin-Friedenau. Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig  
Da die Redaktion vom 1. Januar 1910 an nach Berlin übersiedelt, sind auch jetzt alle Zuschriften, die sich auf neue Artikel beziehen, dorthin zu richten, und zwar nach Berlin S. W. 11, Bernburger Straße 22 a/23. Die Schriftleitung